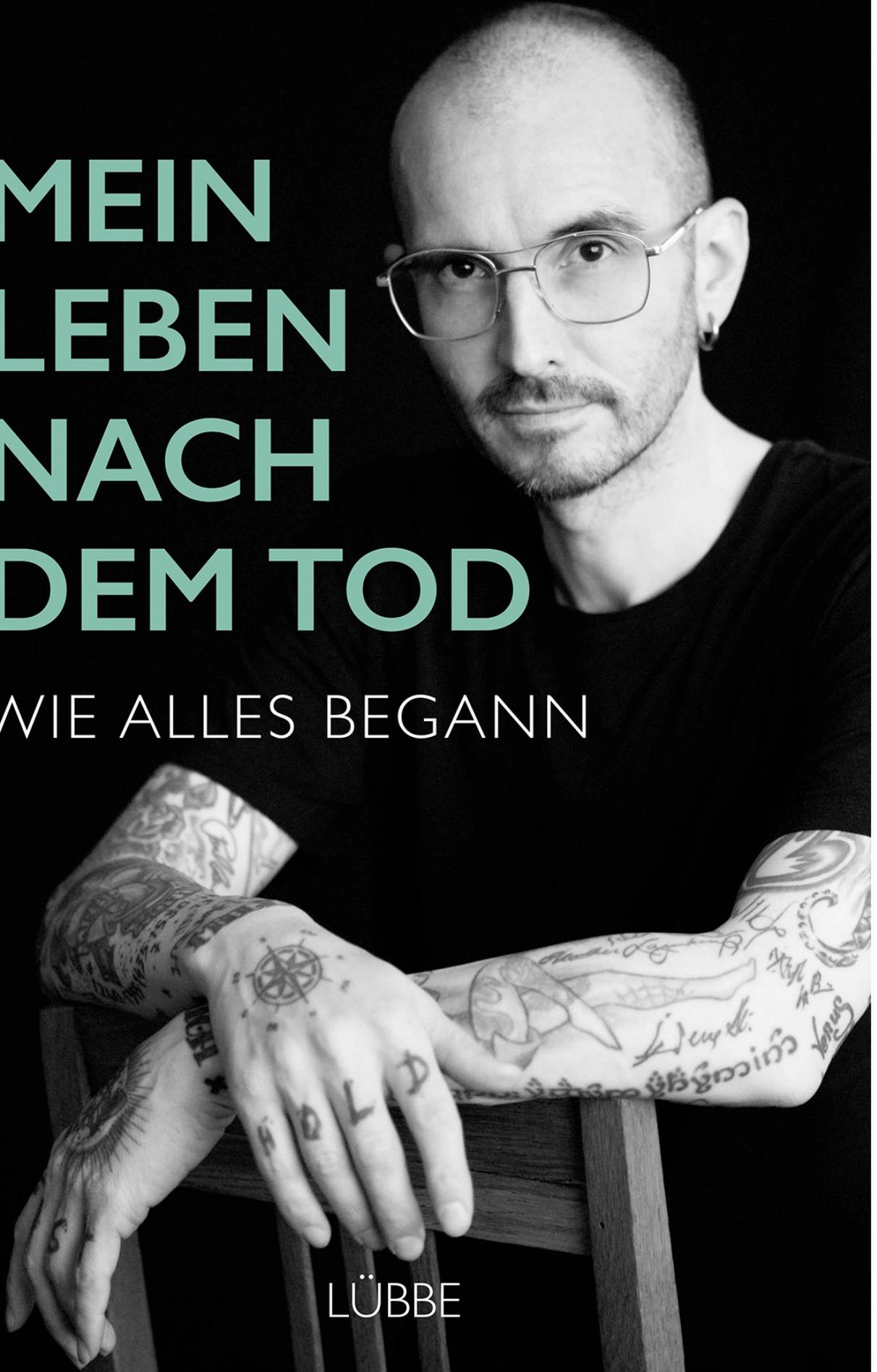


MARK BENECKE

MEIN
LEBEN
NACH
DEM TOD

WIE ALLES BEGANN

LÜBBE



ging. Als ab Ende 1983 dann die neuen Atomraketen aufgestellt wurden, trugen ältere Schüler auf unserem Schulhof mir riesig erscheinende Papp-Raketen in einer Art Trauerzug herum. Unsere Religionslehrerin trommelte richtig viele Schülerinnen und Schüler zusammen und zeigte einen älteren Film über die Folgen atomarer Explosionen. Das fand ich gruselig, aber wir waren längst im Bewusstsein aufgewachsen, dass uns Atomraketen jederzeit alle töten könnten. Ich hatte keine Ahnung, was einzelne Menschen dagegen tun könnten, und kümmerte mich mehr um die Naturwissenschaften. Oder sagen wir mal, ich fand schöne Anknüpfungspunkte.

Ob es am Lehrplan für nordrhein-westfälische Grundschulen lag oder ob unsere Sachkundelehrerin einfach eine Vorliebe für sehr praktische Experimente hatte? Auf jeden Fall erinnere ich mich noch genau daran, wie ich schon in der Grundschule auf einem Aufgabenblatt einer ganz normalen Sachkunde-Stunde eine spannende Frage fand: Dort waren ein Stapel Papier und eine Waage abgebildet. Diese konnte größere Gewichte messen, aber nicht das Gewicht eines einzelnen Blattes. »Was wiegt ein einzelnes Blatt?«, war die Frage, die auf dem Zettel stand. Die Lösung war, den gesamten Papierstapel zu wiegen, die Blätter zu zählen und die Aufgabe dann durch Teilen zu lösen.

Es gab viele solcher alltagstauglichen Übungen, die mich beeindruckten. Was passierte beispielsweise, wenn man von zwei gleich nassen Handtüchern eins in die Sonne hängt und das andere in den Schatten? Und was, wenn einmal der Wind weht und ein anderes Mal nicht? »Je wärmer es ist, desto schneller wird das flüssige Wasser gasförmig und verdampft«, sagte unsere Lehrerin. »Es sei denn, es ist schwül und die Luft ist schon feucht. Ihr wisst ja, wie sich das anfühlt. Dann dauert es länger mit dem Trockenwerden, weil schon sehr viele Wasserteilchen in der Luft sind und nicht mehr so viele nachkommen können.«

In einer Kunststunde sollten wir Menschen zeichnen. Die fielen – was für Kinder sicher ganz normal ist – eher lustig aus, das heißt, sie hatten falsche Körpverhältnisse. Den seltsamen Ernst meiner Lehrerin habe ich nicht vergessen. »Schau mal, Mark«, sagte sie, und ich merkte dabei, dass das irgendwie wichtig ist. »Stell dich doch mal gerade hin, lass die Arme hängen und prüfe, wo deine Hände am Körper liegen. Sieht das so aus wie auf deiner Zeichnung?« Sah es nicht. So lernte ich zu messen, statt zu glauben.

Aufgaben wie diese waren meine ersten Erfahrungen mit Naturwissenschaften, obwohl ich damals gar nicht wusste, dass es die gibt. Meine Grundschullehrerinnen und das menschenfreundliche Bundesland Nordrhein-Westfalen waren vielleicht dafür verantwortlich, dass ich mich immer stärker, aber immer auch mit kindlicher Unbefangenheit für die messbaren Dinge zu interessieren begann.

Das führte dazu, dass ich bald über den Unterricht hinaus viel mehr darüber wissen wollte, wie unsere Welt funktionierte. Die politischen, wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Zusammenhänge hatte ich weder gelernt, noch dachte ich an sie, aber die grundlegenden Dinge beschäftigten mich. Um dieses Wissen auch praktisch zu unterfüttern, musste eine ordentliche Ausrüstung her. Also wünschte ich mir von meinen Eltern und Großeltern erst einen Detektiv-, kurz darauf einen Physik- und schließlich auch einen Chemiekasten. Das kleine, aber annehmbare Mikroskop hatte ich ja auch schon

erwähnt. Das alles waren in meinen Augen deutlich sinnvollere Geschenke als die Nicki-Schlafanzüge, die es sonst manchmal von Omas gab.

Zusammen waren die vier wunderbaren Kästchen Gold wert: Den selbstklebenden Schnurrbart oder die unfreiwillig komische Tarnbrille aus dem Detektivset brauchte ich natürlich nicht. Das Pulver, mit dem man Fingerabdrücke sichtbar machen konnte, und die dazugehörige Lupe dagegen schon. Zusammen mit dem Mikroskop, einer Pipette, den Reagenzgläsern, dem Esbit-Brenner und den Glasträgern aus den anderen Kästen ließ sich damit schon mal eine ganze Menge anstellen. Ich untersuchte jetzt alles, was ich finden konnte: Blätter, Staub und Insektenteile. Im Winter fing ich tatsächlich die schon erwähnten Schneeflocken mit Lack auf und schaute mir deren Aufbau in zigfacher Vergrößerung an. Heute habe ich dafür eine bessere Methode gefunden: Ich fange sie auf dem flauschigen Schal meiner Frau. Wenn man die Kristalle dann schnell mit einer guten Lupe fotografiert und nicht zu nah an sie herangeht, erhält man wunderschöne Ergebnisse.

Ich verfeinerte auch nach und nach meine Fertigkeiten in der Fotografie, deren Grundlagen ich ja schon ein paar Jahre zuvor während der Kur gelernt hatte. Mit einer weiteren, allerdings deutlich schlichteren Kamera aus dem Detektivkasten ließen sie sich noch weiter verbessern. Der Vorteil an dieser Kamera war, dass man die Filme selber rollen, einlegen und entwickeln musste. Mein Schulfreund Martin hatte später sogar eine winzige Dunkelkammer, in der wir die Fotos entwickelten. Das ist gar nicht so schwierig, und noch bei meiner Diplomarbeit in der Zoologie haben unsere technische Mitarbeiterin Renate und ich mit Freude unsere Fotos selbst entwickelt. Kleine spurekundliche Anfänge waren also dank der Experimentierkästen schon bald gemacht. Und die Hintergründe ließen sich ebenfalls prima erforschen.

Zudem gab es am Kölner Neumarkt die damals bekannte Buchhandlung »Gonski«. Während man als fröhlich vor sich hin schmökernendes Kind in anderen Buchläden mit den immer gleichen Worten »Hallo, wir sind keine Bibliothek!« angesprochen wurde, ließen mich die Mitarbeiterinnen bei »Gonski« gewähren. Sie taten einfach so, als wäre ich nicht da. Das war zu einer Zeit, als es noch nicht schick war, in Buchläden bei einem dort frisch gemahlten und gebrühten Kaffee in Büchern herumzublättern. Bei »Gonski«, und wirklich nur dort, durfte ich am Rand sitzen und lesen, solange ich wollte – und das tat ich auch. So entdeckte ich die Bücherreihen des Kosmos-Verlages und ein Taschenbuch von dtv junior, die Naturwissenschaften anschaulich und verständlich erläuterten. Besonders die Titel von Hermann Römpp und seinem Kollegen Hermann Raaf fand ich spitze. Römpp hatte ein Standardwerk der chemischen Literatur in vier Bänden geschrieben, das natürlich in keinem normalen Buchladen stand. Da er aber Experimente liebte, hatte er auch die *Chemie des Alltags: Von Alkohol bis Zündholz* und *Chemische Experimente, die gelingen* verfasst. Die laut Umschlag »gefahrlosen Versuche mit einfachen Mitteln« sind nach heutigen Maßstäben alles andere als gefahrlos, aber das sah man damals anders. Ich bin unglaublich dankbar, dass ich zwar auf eigene Gefahr, aber dafür auch mit Verantwortung für jeden Quatsch Seife kochen und Eisen schmelzen lernte.

Als ich später ein Buch mit Experimenten für Jugendliche in dem Verlag, der auch die Geschichten Astrid Lindgrens verlegt, veröffentlicht habe, musste ich den Wandel der Zeiten lernen. Die extrem coole Lektorin ließ zwar alles wörtlich, wie es war. Aber die

Anleitungen zur LSD-Herstellung und zum Bau einer Atombombe wurden ohne weitere Diskussion gestrichen. Meine Meinung ist nach wie vor, dass Jugendliche die nötigen Mittel gar nicht finden werden, um diese beiden Experimente umzusetzen – es ging mir nur um die Schönheit der wirklich schwierigen Reaktionen. Doch da biss ich bei ihr auf Granit. Wahrscheinlich hatte sie recht. Das Buch ist eins meiner liebsten und wird bis heute immer wieder neu aufgelegt. Ich hätte mich gefreut, wenn Hermann Römpp das erfahren hätte – er starb allerdings schon vor meiner Geburt.

Da Römpp jedenfalls ein »echter« Chemiker war, erklärte er auch alles Wissenswerte über die chemischen Reaktionen und Verbindungen zu den Experimentier-Anleitungen. Manches war zu hoch für mich. Aber vieles fesselte mich, und ich wollte es unbedingt zu Hause ausprobieren. Am Anfang schrieb ich mir in der Buchhandlung die Experimente ab, aber nach und nach konnte ich mir das erste der Bücher auch leisten. Während ich diesen Satz schreibe, frage ich mich, was die Buchhändlerinnen wohl dachten, als der Tag meines ersten Kaufes endlich gekommen war.

Für die heimischen Versuche war die freundliche pharmazeutische Angestellte aus der Apotheke, in der ich schon als Kind immer Hustentropfen gekauft hatte, sehr hilfreich. Das Beste war, dass die Apotheke auf dem Weg zwischen meiner Schule, der Straßenbahnhaltestelle und unserer Wohnung im Raumschiff lag. (Wie sich viel später herausstellte, schmeckten die Hustentropfen einfach nur bitter, enthielten aber sonst keinen Wirkstoff. Unser tschechischer Hausarzt, dessen Patientinnen mir alle wie uralte Frauen vorkamen, tippte wohl damals schon auf eine eher harmlose Ursache meines Hustens. Im Nachhinein weiß ich auch, was sein Erfolgsgeheimnis war: Er hörte den Patientinnen und Patienten einfach zu, tastete sie ab, nahm sie ernst und half besonders den alten Damen dabei, über ihre Einsamkeit hinwegzukommen.)

»Hallo Mark, möchtest du heute wieder das neue *Junior*-Heft?«, hatte mich die freundliche Apothekenangestellte früher immer gefragt. *Junior* war eine kostenlose Kinderzeitschrift und ein brauchbarer Ersatz, wenn ich mein Taschengeld für die nächsten Wochen längst wieder für *Yps* oder andere Hefte ausgegeben hatte und dringend neuen Lesestoff benötigte. Die Comics darin waren nicht übel. Vor allem die *Popeye*-Strips, die ich mittlerweile als Gesamtausgabe besitze, hatten es mir angetan. Ab und zu fanden sich auch interessante Geschichten über Vulkane oder Tiere im Heft. »Ich bräuchte fünf Gramm Salpeter«, sagte ich – und dachte mir nichts dabei. Allerdings kann man mit Salpeter Schwarzpulver herstellen, und ich war daher froh, dass ich zumindest kleine Mengen von Chemikalien erhielt, die heute für Kinder nicht mehr zu haben sind.

Nun muss man dazu sagen, dass es damals keinen Anlass gab, düstere Absichten hinter dem Kauf von ein paar Gramm Salpeter zu vermuten. Zwar hingen in jeder Post-Filiale abgenutzte Plakate mit den Gesichtern der RAF-Täterinnen und -Täter, aber ich machte bestimmt nicht den Eindruck, als ob ich etwas anderes als Chemie im Kopf hatte. So lernte ich oft durch Zufall viel über chemische Stoffe. Beispielsweise, dass manche von ihnen aus der Luft Wasser anziehen und Seifen je nach Lauge flüssig oder fest werden. Besonders lustig finde ich, dass wahrscheinlich nach kurzer Zeit die Polizei an der Haustür klingeln würde, wenn sich jemand öfters Salpeter beschaffen wollte. Dass man sich aber bei Amazon legal kiloweise Pökelsalz bestellen kann, das ebenso zusammengesetzt ist, zeigt

die Unkenntnis, die sich in unsere Köpfe geschlichen hat. Aber das ist ein anderes Thema. Der kleine Mark brauchte den Salpeter nur zur Züchtung von Kristallen und nach freundlicher, aber deutlicher Ermahnung auch ganz sicher nicht mehr zur Schwarzpulver-Herstellung. Ich freute mich einfach, dass ich experimentieren konnte.

Das Schicksal spann weiter seine Fäden. Ich freundete mich im Gymnasium mit einem Jungen an, dessen Vater – ich habe ihn später auf einem Kongress getroffen und vorher nie gesehen – Arzt war. Als er mitbekam, dass ein chemisches Labor in der Nähe aufgelöst wurde, sorgte er dafür, dass sein Sohn die Ausstattung erhielt. Da dem Sohn Experimentieren zu zweit offenbar Spaß machte und bei ihm zu Hause noch etwas Platz war, hatten wir nun auf einmal ein ziemlich gutes Labor zur Verfügung. Außer Abdampfschalen, einem voll funktionierenden Destillierapparat, Messkolben und Glastrichtern stand uns sogar ein richtiger Heizpilz zur Verfügung. Man kennt ihn aus alten Filmen, in denen Forscher komische Sachen machen: ein halbrundes Gerät, mit dem man den Inhalt eines runden Glaskolbens gleichmäßig erhitzen kann. Es hat also nichts mit den Dingen zu tun, die heute vor Kneipen stehen, damit man auch im Winter noch draußen sitzen kann. (Wie ich beim Schreiben dieses Buches gelernt habe, heißt der Labor-Heizpilz so, weil eine Herstellerfirma »Pilz« hieß.)

Erhitzen war und ist jedenfalls wichtig, wenn man chemische Experimente durchführen möchte. Wir mussten nur aufpassen, dass uns der Kolben vorher oder danach nicht zersprang, was durchaus mal vorkommen konnte und vor allem dann blöd war, wenn wir färbende oder riechende Flüssigkeiten erwärmten. Es ging aber meist gut. Leider musste mein Freund später die Schule verlassen. – Er hat sich später umgebracht.

In Zollstock herrschten zwar keine Laborbedingungen. Aber wenigstens hatte mein Vater die schon erwähnte klappbare und abwaschbare Arbeitsplatte angebracht. Das war sehr praktisch, weil so weder der Teppich meines Kinderzimmers noch das Holz des Tisches von violettermanganat oder ätzender Natronlauge angegriffen werden konnten. Was ich da so anstellte, war bisweilen wirklich heikel – obwohl bei den Experimenten aus den Büchern von »Gonski« ja der Hinweis »garantiert ungefährlich« stand. Doch ich frickelte nicht mit Cola und Mentos herum, was 2005 durch YouTube-Videos in Mode kam, sondern führte andere Versuche durch: Ich beobachtete die Reaktion von erhitzten Magnesiumstäbchen in Wasser (Stichflamme), entzündete Natriumhydrogencarbonat und Zucker mit Ethanol (schlangenartiges Gebilde, ein Klassiker) oder brachte Kaliumpermanganat mit Glycerin zusammen (Selbstentzündung). Aus Rotkohlsaft ließ sich eine Flüssigkeit mischen, die Säure von Basen unterschied. Sie stank nur leider sehr schnell, wenn ich sie stehen ließ.

Mein Vater war schon aufgrund seines Ingenieursberufes ein Tüftler. Er scheute sich nicht, auf dem Küchentisch mit dem LötKolben zu arbeiten, und so wunderte sich bei uns niemand darüber, dass das jüngste Familienmitglied in seinem Zimmer mit chemischen Stoffen hantierte. Es interessierte meine Eltern auch nicht weiter, was genau ich da tat. Sie haben mich zumindest nicht ein einziges Mal nach Details gefragt. Oder ich war so tief in meine kleine Welt versunken, dass sie mich einfach in Ruhe ließen. Das eine schließt das andere ja nicht aus.

Zum Glück hatte ich Chemie bald auch als Schulfach. Das Humboldt-Gymnasium am Kartäuserwall lag nicht nur nahe der Kölner Innenstadt, sondern hatte auch einen kompletten Trakt mit naturwissenschaftlichen Lehrräumen und Laboren. Die Schulwahl meiner Eltern lag allerdings nicht daran, sondern gründete im Wunsch meiner Mutter, dass ich musizieren sollte. Da es im »Humboldt« als einziger Schule weit und breit einen »Musikzweig« gab, bewarb ich mich dort mit meinen Blockflötenkünsten. Da niemand aus meiner Familie tagsüber Zeit hatte – meine Eltern gingen beide arbeiten –, marschierte ich zum vereinbarten Termin allein vor die zwei netten Musiklehrerinnen, die in einem winzigen Raum mit gebohnertem Linoleumboden, gleich neben dem Lehrerzimmer, an einem Tisch saßen und mich anschauten.

»Hast du niemanden, der dich begleitet?«, fragten sie verwundert.

»Nö«, sagte ich und packte meine Blockflöte aus.

»Oh. Na, was spielst du uns denn heute vor?«, fragte mich eine der Lehrerinnen.

»Ein Menuett von Bach«, antwortete ich wahrheitsgemäß, denn genau das hatte ich vorbereitet.

Ich sah in erstaunte Gesichter, aber das erstaunte mich nicht weiter. Ich wusste nicht, was an einem Bach-Menuett nicht in Ordnung sein sollte. Als mein Mini-Konzert vorbei war, war das Erstaunen auf der gegenüberliegenden Seite offenbar noch größer geworden.

»Sag mal, wie bist du denn auf dieses schöne Stück gekommen?«, fragte die andere Lehrerin. Sie erwartete vielleicht eine tiefgreifende Antwort zu Johann Sebastian Bach, zu Menuetten oder wenigstens zu Blockflöten.

»Keine Ahnung«, erwiderte ich wahrheitsgemäß und zuckte mit den Achseln. »Das Stück hat mir meine Flötenlehrerin gegeben.« Mehr wusste ich wirklich nicht.

Danach wurde ich für den musischen Zweig des Humboldt-Gymnasiums aufgenommen. Die Schule lieh mir sogar eine feine Querflöte aus Silber zum Üben und Lernen.

Was mir allerdings überhaupt nicht passte, waren die angekündigten Nachmittagsstunden in den Musik-Klassen. So entschied ich mich lieber für eine normale Klasse, die mich früher in den Tag entließ. Das war eine gute Entscheidung, denn so lernte ich mit genügend Abstand etwas über Ballett, klassische Musik und Schülerinnen und Schüler, die ganz anders aufwuchsen als ich. Hauptsächlich konnte ich mich nun aber mit *Dschingis Khan*, *Chris de Burgh*, *Queen* und *Die Ärzte* beschäftigen. Vermutlich war das besser so für alle. Denn dass meine musikalische Karriere nach kurzer Zeit wieder beendet war, bedeutete, dass ich mich den Naturwissenschaften widmen konnte. Wer weiß, welche Laufbahn ich eingeschlagen hätte, wäre ich im Musikzweig geblieben. Einige meiner damaligen Mitschülerinnen und Mitschüler sind zumindest Berufsmusikerinnen und -musiker oder Schauspielerinnen und Schauspieler geworden.

Nun war ich also Schüler am Humboldt-Gymnasium. Nach welchem der beiden Humboldt-Brüder meine Lehranstalt benannt war, war mir anfangs nicht klar. Vor der wirklich grauenhaften, kalten und höhlenartigen Toilette des Altbauteiles der Schule, die ich übrigens höchstens drei Mal im Leben betreten habe, stand eine lebensgroße Metallstatue des Naturforschers Alexander von Humboldt, der später auch eins meiner Leitbilder wurde. Anderswo befand sich die Figur seines älteren Bruders Wilhelm, der